

Lateinamerikas Weg zur Demokratie

Lateinamerika — Südamerika — Iberoamerika — Indoamerika, wieviel der Namen gibt es, mit denen man den großen Subkontinent bezeichnet hat. Einige Angaben sollen nur nochmal die Größe unterstreichen, sie zeigen auch die große Bedeutung des Subkontinents und seine Schwierigkeiten.

Er erstreckt sich vom Rio Grande, der die Grenze zwischen Mexiko und den USA bildet, bis zum Kap Hörn über eine Strecke von mehr als 11 000 km, das ist die Flugstrecke von Frankfurt bis Buenos-Aires. Ein Flug über die größte Breite, etwa von Rio de Janeiro bis nach Lima, ist 4000 km lang, d. h. er entspricht der Strecke Moskau — Gibraltar. Mit 20 Mill. qkm ist er doppelt so groß wie Europa, Rußland eingeschlossen. Mit 206 Millionen Bewohnern hat er weniger als die Hälfte der europäischen Bevölkerung.

Die jährliche Zusatzrate beträgt in Lateinamerika 2,65 vH, was bedeutet: im Jahre 2000 wird Lateinamerika etwa 600 Millionen Bewohner haben. Europa wird dann 540 Millionen, die USA nur 315 Millionen Einwohner haben.

Diese gewaltige Bevölkerungsexplosion bringt Lateinamerika in einen Zustand stetiger Gärung. Die Masse der Bevölkerung ist unterernährt und die Zahl der Analphabeten beträgt optimistisch geurteilt an die 67 vH.

Daher kommt es, daß die lateinamerikanischen Staaten gar nicht mehr so erpicht sind auf fremde Einwanderung, sondern eine innere Kolonisation durch die Erschließung fruchtbaren Neulandes vorziehen, um den Zuzug in die Städte abzubremsen.

Diese Landflucht ist in Lateinamerika viel stärker als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa. Paris wuchs von 1800 bis 1950 von 500 000 auf drei Millionen Einwohner, Buenos Aires aber von 40 000 auf 3 250 000, Sao Paulo gar von 15 000 auf 2 230 000. Es existiert also eine gigantische Landflucht, die, wenn es so weitergeht, im Jahre 1980 dazu führen wird, daß man dann 45 vH Landbevölkerung, 24 vH Stadtbevölkerung und 31 vH Großstadtbevölkerung haben wird.

Gleichzeitig werden sich damit die Elendsviertel der Städte, die Herde sozialer Unruhen, immer mehr vergrößern, jene „favelas“ von Brasilien, „Callampes“ in Chile, villas Miserias in Buenos Aires.

Von dem Ausmaß des Elends geben Ziffern kaum den richtigen Eindruck. Immerhin seien einige Zahlen genannt.

1950 betrug das Durchschnittseinkommen je Kopf in den USA 1862 Dollar, in Frankreich 657 Dollar, in Lateinamerika aber nur 211 Dollar.

Selbst dies gibt noch kein Bild der sozialen Lage. In Kolumbien z. B. werden 30 vH des Nationaleinkommens auf nur 2,6 der Bevölkerung aufgeteilt. Die Masse von 97 vH der Bevölkerung muß sich mit 70 vH des Nationaleinkommens begnügen. Da es keinen Mittelstand, keine Mittelbauern gibt, die immer Garanten politischer Stabilität sind, bleibt Lateinamerika ein Unruheherd. Und da diese Masse kein Einkommen hat, ist auch eine Entwicklung der Produktion gehemmt. Es ist ein *circulus viciosus*. Der unvorstellbare wirtschaftliche Unterschied zwischen reich und arm, den Indios und den Kreolen und Mestizen, wird bei einer stärkeren Industrialisierung unweigerlich zu ungeheuren Spannungen führen.

Falsch ist es auch, Lateinamerika als eine Einheit zu betrachten. Gewiß hat die katholische Religion ebenso wie die Sprache eine gewisse Ähnlichkeit in der Denk- und Lebensart erzeugt. Doch gilt dies nur für eine gewisse Schicht. Was aber wird, wenn erst die ungeheure Masse der Indios zum Bewußtsein ihrer Kraft kommen? Das ist die

große Unbekannte Lateinamerikas. Die Indios sind immer noch ihren alten Sitten treu geblieben und sprechen ihre Sprachen! Quetschua, trique, aymara usw. Nur die, die Zugang zu den Städten fanden, haben sich eine Ahnung des Spanischen angeeignet. Für die Armen bleibt der einzige Lichtstrahl die Revolution, deren Ergebnisse ihnen von kommunistischen Funktionären in leuchtenden Farben geschildert werden. Sie ist auch der einzige Lichtstrahl für breite Studentenschichten, die nicht aus den oberen Klassen stammen. Es sind Arbeiterkinder, die in Missionsschulen vorbereitet wurden. Sie strömen auf die Universitäten. Das Studium ist in den meisten Staaten kostenlos. Sie hoffen, endlich ihrer elenden Lage entrinnen zu können. Je länger sie studieren, desto klarer erkennen sie, daß ihr Land bei den derzeitigen wirtschaftlichen Verhältnissen gar keine Aufstiegsmöglichkeit für sie bietet. Sie können lesen, sie sind aufgeweckt, und geschickte Propagandisten spielen ihnen das Material in die Hände, um ihnen zu zeigen, daß es Länder gibt, wo auch der Arme alle Möglichkeiten des Aufstieges besitzt. Und dazu bieten ihnen diese Länder des Ostens Reisen und Studienaufenthalte ohne große Formalitäten. Ist es da ein Wunder, wenn die Studenten Progressisten werden,

Unsere westlichen Länder, vor allem Westdeutschland, verfahren bei der Auswahl¹ zu bürokratisch. Alles geht durch Komites und Komites, die meist nur zu den Herrschenden Beziehungen haben.

In Lima komme ich einmal ins Hotel, müde und abgespannt. Doch schon erwarten mich Studenten, um mit mir über das Thema, über das ich am Abend zuvor im Presseklub sprach, weiter zu diskutieren. Ost und West, Europa, evolutionäre und revolutionäre Entwicklung, das sind die Themen, die durcheinanderschwirren. Dabei stand in fast alle Gesichter der Hunger geschrieben, ihr Elan war ungebrochen. Eine herrliche Jugend, wer sie zu gewinnen weiß. Ihr Ideal war, ihre Heimat zu entwickeln, da nur so auch ihre Zukunft gesichert war. Die Mehrheit sah nur in der Revolution einen Ausweg. Die USA wolle nur ihr Land ausbeuten, das war die vorherrschende Ansicht. Dagegen war schwer anzukommen, da die USA wirklich viele Fehler begangen haben. Rußland, China, das waren Länder, die ihre Gebiete von den Großgrundbesitzern befreit hatten, um den breiten Massen einen Aufstieg zu ermöglichen. Das lockte und verlockte. Nun, sie waren aber keineswegs willige Gefolgsleute marxistischer Ideologen. Sie waren Südamerikaner, sie wollten ihren eigenen, lateinamerikanischen Weg gehen, nicht als Anhängsel von Rußland und China. Das erklärt ihre anfängliche Begeisterung für *Fidel Castro*, es erklärt auch das Abflauen dieser Begeisterung, als sich dieser zu stark in das russische Fahrwasser begab.

Gerade dies beweist, daß die Lateinamerikaner schlechte Parteikommunisten sind. Sie bleiben südamerikanische Individualisten, die nur einen Weg suchen, ihre Heimat in der ihr gemäßen Form in die moderne Entwicklung einzureihen. Das gibt uns Möglichkeiten. Unsere Entwicklungshilfe muß auf den Individualismus, auf den Stolz dieser Menschen Rücksicht nehmen.

Bisher verstanden dies die Propagandisten des Ostens besser. Der Westen, vor allem Deutschland, darf in Zukunft nur seine besten Leute herausstellen. D. h. nicht die fachlich besten — auch das müssen unsere Leute sein —, sondern die menschlich wärmsten und sympathischsten. Wie oft wurde mir von Studentengruppen und anderswo die Kälte und der Hochmut der USA-Leute angeprangert.

Der Stolz des Lateinamerikaners und sein Wille, aus sich heraus die Entwicklung durchzuführen, wurde nicht nur bei den Studenten sichtbar. Es handelt sich beim Lateinamerikaner nur darum, ihn so anzuleiten, daß er in dem Lehrer den Freund empfindet. Ob dies bei der Anleitung in Fabriken sei oder bei der Einführung neuer Agrarmethoden. In Lateinamerika entscheidet nicht das Geld allein, sondern der Kontakt.

Viele von uns sind sich noch nicht bewußt, daß Südamerika für die freie Welt sehr wichtig ist. Auch für die deutsche Frage. Vielleicht sogar wichtiger als Afrika. Lateinamerika hat immerhin 20 UNO-Stimmen und auch Vertreter in allen internationalen Organisationen.

Wer nur im geringsten die Bedeutung Lateinamerikas erkennt, muß sich klarwerden, daß Lateinamerika ein Doppelgesicht hat: Reich und arm, eine Kultur der Urzeit neben modernsten Fabriken.

Lateinamerika hat sein eignes Gesicht, das von uralten Kulturen, die noch immer lebendig sind, geprägt wurde und sich mit westlichen Ideen vermischt hat.

Dieses gegenwärtige Lateinamerika, wo es Gesellschaftsformen gibt, die keinen Eigentumsbegriff kennen, neben komplizierten modernen Verbänden, wo Gruppen von Kreolen, Mestizen, Negern, Mulatten zusammenleben, hat Staaten gebildet, die keine innere Einheit haben.

Überall tritt der Gegensatz von arm und reich dazu. Es gibt die „hacienda“, den Riesenbesitz, und daneben die „comunidad“ der Indios, die am ehesten dem israelischen Kibbuz entspricht.

All das ist eine Folge der spanischen Eroberung, die ja keine echte Kolonisierung war. Spanische Eroberer erhielten von der Krone in Madrid Ländereien als Lehen zugeteilt. Bald war dieser Charakter des Lehens vergessen, und die Herren machten sich zu Besitzern. Das führte schon von Anfang an zu dauerndem Streit zwischen Spaniern und Indios. Die spanische Krone hatte dem Indio zwar — auch das dürfen wir nicht vergessen — bestimmte Rechte zugesprochen. Doch Madrid war weit, und die örtlichen Caudillos sehr nah.

Die Indios wurden großer Flächen beraubt. Geling es nun dem Indio — wie in den Bergen — sein Land zu bewahren, so bewahrte er auch seine Sprache und seine Sitten, auch wenn er Katholik wurde. Als Ergebnis finden wir überall: Eine Nation in der Nation, eine Kultur in einer Kultur, zwei Völker, die nebeneinander leben. Die einzelnen Nationen sind also nicht homogen. Vergessen wir dabei auch nicht, daß niemand genau weiß, wieviel Indios es wirklich gibt.

Hier sieht man, daß Demokratie keine Angelegenheit des formalen Rechtes und der Verfassung ist. Demokratie ist eher ein Gefühl für die Gleichheit, für das egalitäre Prinzip, nach dem jeder einzelne für alle steht. Die Unabhängigkeit, die unter den Parolen der französischen Revolution errungen wurde, hat eben nicht den sozialen Zustand der Kolonialzeit überwunden. Jene Zeit war autoritär, zentralistisch. Diese Grundeinstellung ist bis heute nicht überwunden. Marschall *Sucre*, der Kampfgefährte *Bolivars*, sagte 1825 schon ahnungsvoll: „Wir haben unsere Heimat von den Spaniern: jetzt müssen wir sie von ihren Befreiern befreien.“

Die französische Idee der Gewaltentrennung wurde zwar verfassungsmäßig festgelegt. Indes erhielt der Präsident eine derartige Machtfülle, daß er fast absolut ist. Legislative und richterliche Gewalt wurden zu Aktionsmitteln der Exekutive. Die Minister wurden fast zu Sekretären des Staatspräsidenten. Dazu ermöglicht der Analphabetismus der breiten Massen die größten Wahlverfälschungen.

Erst langsam entwickelt sich eine staatsbürgerliche Reife, die das Militär, das sich bisher bei jeder Krisenlage einmischte, ausschalten wird.

Das Militär hatte sich ja in den Jahren der Befreiungskriege daran gewöhnt, stets seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Stets mußte sich die neue Oberschicht der Kreolen und Mestizen, die den Platz der spanischen Beamten eingenommen hatte, immer mit den Generälen, meist Mestizen, einigen. Das ist so bis heute geblieben. Der Indio wurde der Leidtragende.

Dazu kommt die hemmende Wirkung der „Hacienda-Wirtschaft“. Die „hacienda“ ist eine geschlossene Provinz. Sie stellt einen politischen Körper mit eigener Rechtspflege dar. Wir dürfen nie vergessen, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig ist.

Die UNO schätzte 1951, daß die Hälfte der Landwirtschaft in Lateinamerika auf Güter von mehr als 15 000 Morgen entfällt. Diese aber machen nur 1,5 vH der landwirtschaftlichen Betriebe aus.

In Kolumbien besitzen 1 vH der Familien mehr als 42,2 vH des Bodens. In Mexiko hatten 1923 114 Familien 25 vH des Bodens in Besitz.

In Brasilien haben 50 vH der Bevölkerung nur ein Zwanzigstel des Bodens zum Besitz. In Bolivien hatten vor dem Umsturz 80 vH der Landbevölkerung nur 15 vH des Bodens.

Auch das ist eine Folge der Unabhängigkeitskriege. Bolivar wollte den Indio am Eigenbesitz beteiligen. Er teilte also den Gemeinbesitz der Indios auf, wodurch er ungewollt den Indio dem Großgrundbesitzer auslieferte. Rasch wurde der Indio — oft mit Gewalt oder List — seiner Äcker beraubt. So stoßen wir in ganz Lateinamerika auf den Gegensatz von „hacienda“ und „comunidad“, Gemeinbesitz.

In Guatemala nimmt das Hacienda das Tal und die Berghänge ein, also die fruchtbaren Ländereien — die Indiogemeinschaften liegen im Hochgebirge, wo es nur kargen Boden gibt.

Ebenso ist es in Peru, Ecuador, Kolumbien, so war es in Mexiko und Bolivien bis zur Umwälzung.

Die „comunidad“ entspricht alter Indiotradition. In dieser Gemeinschaft variiert die Form zwischen Kollektivbesitz und kollektiver Bearbeitung des Bodens.

Jede Gemeinschaft hat ihre eigene Verwaltung, an der die gesamte Bevölkerung teilnimmt. Jeder einzelne hat seinem Alter entsprechend eine Aufgabe zu erfüllen, als Bote, Polizist, in der Verwaltung, um endlich „anciano“, Ältester, zu werden.

Zwischen Hacienda und comunidad bestanden und bestehen stets Zwistigkeiten. Immer wieder versuchten und versuchen die Großgrundbesitzer, die Dorfweiden, Äcker und Quellen an sich zu reißen. Fast immer gewannen und gewinnen dabei die Hacendados, so daß die Indios immer stärker von ihren Feldern verdrängt werden.

Die „hacienda“ ist kein gewöhnliches Gut. Sie stellt ein fest geschlossenes Gesellschaftssystem dar. Das Leben der Bewohner dort ist von der Wiege bis zum Grabe geregelt. Die Hacienda ist ein System der Autarkie auf lokaler Ebene. Ihr Ziel ist, nichts außerhalb des Gutes zu kaufen. Die Bewohner können sie so fast nie verlassen, da sie stets im Laden des Gutes verschuldet sind. Die Hacienda ist ihre Heimat, alles andere ist Fremde. Die Hacienda ist also eine Lebensform, kein Geschäft. Man arbeitet auf ihr mit wenig Bargeld. Man kennt kaum Geldwirtschaft. Letztens ist die Hacienda nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine soziale und politische Einrichtung.

Die Hacienda ist die Grundlage für das Kazikentum. Und die Hacendados wachen eifersüchtig über ihre Macht. Das ist eine Ursache der politischen Unbeständigkeit in Lateinamerika.

Die Hacienda, d. h. die Familie, beherrscht auch die nächste Kleinstadt, wo sie alle Posten bei der Verwaltung, der Polizei, dem Gericht usw. besetzt. Ein recht anschauliches Bild dieser Situation gibt der bekannte brasilianische Romanzier *Jorge Arnado* in seinem Roman „Gabriela wie Zimt und Samt“.

Die Hacienda ist ein konservatives, letztens ein reaktionäres Element im Land. Ihr Agrarsystem verhindert die Einführung moderner Maschinen und moderner Methoden. Da bei diesem System die Arbeitskraft an das Gut gebunden ist, wird die wirtschaftliche Entwicklung des ganzen Landes gehindert. Dieses Arbeitssystem hält ja den Umsatz auf niedrigem Niveau. Die Riesengröße der Hacienda hemmt auch den Straßenbau. Dazu fördert es die Unterwürfigkeit des Indios, die man patriarchalisch leitet.

Kapitalinvestitionen sind nicht wichtig, da man keine neue Methoden wünscht, man ja auch keinen Geldverkehr nötig hat.

Gesellschaftlich wurde der Hacendado zum Ideal der Gesellschaft. Da die Kinder des Besitzers in der Stadt erzogen wurden und auf ausländischen Universitäten studierten, waren auch Schulen nicht nötig. Der Analphabetismus wurde als gegeben hingenommen. Die Kinder der Besitzer aber studierten Rechtswissenschaft oder Medizin, die beiden hochangesehenen Berufe. Der Agrarwirtschaft, Technik oder Pädagogik wurde keine Beachtung geschenkt.

All diese Gründe machen das Fortbestehen des Hazienda-Systems in unserer Zeit unmöglich. Es stellt sich die Frage, wie man das System ändern kann.

Mexiko, Bolivien, Kuba haben es auf revolutionärem Weg getan. Gibt es noch eine andere Möglichkeit? Es ist die Frage, die heute drohend vor Lateinamerika — vor uns allen — steht.

Peru, Ekuador, Chile versuchen es mit Sozialreformen. Doch dies braucht Zeit, und diese fehlt, denn die Bevölkerungsexplosion ist unbeschreiblich.

Lateinamerika benötigt eine echte Industrialisierung, eine Agrarreform, um zu einem höheren Lebensstandard zu kommen. Das kann die Hazienda nicht geben, ohne sich selbst aufzugeben.

Agrarreform, Industrialisierung heißt, den Bildungsstand der Bevölkerung zu heben.

In Guatemala können von 100 Bewohnern nur 30 lesen, in Haiti gar nur zehn. Und diese Zahlen sind sicher noch optimistisch.

In Brasilien gehen von 12 Millionen Kindern auf dem Lande nur fünf Millionen zur Schule, und meist nur ein Jahr ...

In Mexiko, wo sehr viel für das Schulwesen getan wird, haben von 20 000 Dorfschulen 16 000 nur drei Klassen.

Nun bildet nicht nur die steigende Kinderzahl bei den geringen Staatseinnahmen ein Hindernis für den Ausbau des Erziehungswesens, sondern auch die Vielfalt der Sprachen. Wo gibt es denn die Lehrer, die in all den Dutzenden von Sprachen unterrichten könnten? Es gibt auch kein Unterrichtsmaterial, keine Hefte, keine Lesebücher.

Das Problem bleibt gigantisch: Lehrer auszubilden, Schulen zu errichten, Bücher und Hefte zu drucken. *Lopez Mateos*, der Präsident Mexikos, sagte 1958: „Schulen für alle Kinder zu schaffen, ist eine gigantische Aufgabe. Es wäre eine Illusion zu glauben, daß wir sie im Laufe eines Sechsjahresplanes bewältigen können.“ Wenn das für Mexiko zutrifft, wie steht es dann erst in den anderen Staaten!

Dabei hat die Hazienda ja gar kein Interesse an einer Erziehung. Leute, die die hierarchische, zentralistische, patriarchalische Struktur aufrechterhalten wollen, können nicht an einer auf Gleichberechtigung basierenden individuellen Gesellschaft interessiert sein, wie sie eine Industrialisierung nötig macht.

Diese Hemmung der Entwicklung durch das System der Hazienda hat auch seinen Einfluß auf die Intellektuellen.

Die aus unteren Mittelschichten und aus Arbeiterkreisen — meist von Missionaren vorgebildet — stammenden Studenten erkennen mit Schrecken, daß bei 67 vH Analphabeten auch ihre Zukunft ungesichert ist. Ein stetig wachsendes intellektuelles Proletariat, das bei der fehlenden Industrie keine Positionen findet, wird revolutionär. Da das System der Hazienda einen Hemmschuh für die Entwicklung bildet, hat es heute keine Berechtigung mehr.

In den indianischen Gegenden liegt die Macht bei den traditionellen Dorfverwaltungen. Sogar in den *barrajas* von Lima und anderswo, wo sich die zugewanderten Indios niedergelassen haben, existiert die alte Dorfverfassung neben der von der Regierung

eingesetzten. Es besteht also ein Gegensatz zweier Kulturen mit verschiedenen Wertsystemen. Überall handelt es sich zunächst gar nicht um Demokratie, Sozialismus oder Konservatismus.

Cardena, Mexikos Expräsident, der in seinem Land die evolutionäre Epoche nach der Umwälzung einleitete, sagte einmal: „Wenn alles Land dem Dorf gehört, wird sich die Regierung auf das Dorf, d. h. die Bauern stützen können. Bis dahin aber ist sie vom Militär abhängig.“ Das ist eine Feststellung, die für ganz Lateinamerika zutrifft.

Eine lateinamerikanische Demokratie müßte in den indianischen Traditionen ihr Fundament finden. Das wurde bisher noch keineswegs getan. Vielleicht ahnte der uruguayische Staatsmann *Gervasio Artigas* das Problem, als er einmal äußerte: „Ich wünsche, daß die Indios in ihren Dörfern sich selbst verwalten, ihre Interessen selbst wahrnehmen, so wie wir es mit den unseren tun.“

Auch Dr. *Belaunde Terry*, der Präsident Perus, ließ in seiner Antrittsrede dieses Problem anklingen: „Er wolle dem peruanischen Volk das Brot, das es ernährt, das Dach, das es beschützt, und die Arbeit, die es unterhält und veredelt, verschaffen.“

Langsam erst entdecken jetzt die Indios ihre Macht im Staate, nachdem sie durch Radio und Schule einen weiteren Blick erhalten haben. Langsam wird ihnen der soziale Unterschied bewußt, der im Durchschnittseinkommen von jährlich 2000 Dollar in USA und 200 Dollar in Lateinamerika klafft.

Die sich steigernde Landflucht bringt immer mehr Massen mit den Erfindungen der Neuzeit in Bindung, z. B. elektrisches Licht, Straßen, Autos, Wohnungen, Television. Die Stadt wird für den Menschen Lateinamerikas so zur Verkörperung des 20. Jahrhunderts. Das Land ist ja noch 13. Jahrhundert.

In Lateinamerika geht es jetzt allein um die Frage: *Sozialreform oder Sozialrevolution?*

Die USA haben mit der „Allianz für den Fortschritt“ eine Grundlage geschaffen, um die Entwicklung einer evolutionären Form zu stärken, ohne sich direkt in die inneren politischen Verhältnisse einzumischen. Man fördert das Wohnungswesen, das Erziehungswesen, die Industrialisierung. All das trägt zu einer Verstärkung der industriellen Arbeiterschaft bei, die von sich aus Forderungen stellen wird, denen die herrschende Schicht wohl oder übel nachgeben müssen, wenn sie Revolutionen vermeiden will.

Mit Militär und Polizei, darüber sind sich die einsichtigen Kreise klar, wird es auch in Lateinamerika nur noch eine kleine Weile gehen.

Bei dieser Entwicklung werden Gewerkschaften und Genossenschaften eine' ausschlaggebende Rolle spielen, um eine evolutionäre Entwicklung zu erreichen.

Die Entwicklungshilfe und die „Allianz für den Fortschritt“ werden dabei eine große Rolle spielen. Man muß es aber bedauern, daß alle Gelder durch die USA-Kasse fließen. Sie kommen so nach Lateinamerika als USA-Gelder. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, daß jede USA-Hilfe — und mag sie noch so gut gemeint sein — nur ungern genommen wird. Es wird noch einer langen Zeit bedürfen, bis der Anti-Yankee-Komplex in Lateinamerika verschwunden ist.

Das macht sich ja auch bei den freien Gewerkschaften bemerkbar, die zu eng mit den USA-Gewerkschaften verknüpft sind.

Es ist ein schwerer Weg, zur Demokratie zu kommen; nur eine Masse, die lesen und schreiben kann, wird die Demokratie von Wahlverfälschungen und Militärrevolten befreien und zu einer wirklichen Stabilität führen.

Nie aber dürfen wir übersehen, daß in Lateinamerika die ideologischen Prinzipien, die das Abendland im letzten Jahrhundert bewegten, keine Anwendung finden können.

Victor Haya de la Torre, der Führer der „Alianza Popular Revolucionario Americana“ in Peru — kurz Apra genannt —, führte einmal aus:

„In Lateinamerika gibt es nicht diese Aufeinanderfolge von geschichtlichen Zeitabschnitten. Die vorhergehenden sozialwirtschaftlichen Regime oder Systeme leben alle weiter und bleiben gegenwärtig: wilder Zustand — Barbarei — organisierte Gemeinschaften aus der Zeit der alten Imperien — Kolonialismus auf feudaler Basis oder auf der Grundlage von Latifundien und importierter Kapitalismus, der mit den Maschinenausrüstungen, die er lieferte, unsere Industrien charakterisiert. Dieser vielfältige sozialwirtschaftliche Komplex gibt unserer Wirklichkeit eine eigene und eigenartige Physiognomie.

Die Arbeiterschaft, das industrielle Proletariat, entspricht, was die Gesellschaftsform unserer Länder angeht, nicht dem Industrieproletariat Europas. Deshalb lassen sich auch die marxistischen Gegebenheiten der Arbeiterkonzentration und des Klassenbewußtseins nicht anwenden, die für Europa kennzeichnend sind, eben weil hier die „Strukturen“ und „SuperStrukturen“ nicht dazu gegeben sind. . . Wir sind ein Subkontinent, auf dem im Licht unserer eigenen Realität die Imperative Europas, die universal zu sein scheinen, ihren Wert eingebüßt haben.

Wir müssen genau alles Charakteristische überdenken, wenn wir Optimisten bleiben wollen, um nicht die große Hoffnung auf ein Amerika zu verlieren, das zu erfüllen vermag, was vielleicht andere Erdteile nicht fertig gebracht haben, jedem Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, ohne jemals seine Freiheit, seine Selbständigkeit noch sein Recht auf eigenes Denken und eigene Entschlüsse zu opfern.“

Haya de la Torre hat recht, und wir wissen, daß der Weg lang und schwer sein wird. In der Jugend lebt die Sehnsucht nach dieser Freiheit, die die Vergangenheit der Selbstherrlichkeit der alten Großgrundbesitzer überwinden will.